

Eine vergebliche Mission

A23+P

Von Josef Joffe

Zum viertenmal hat der amerikanische Außenminister Shultz den Nahen Osten bereist; zum viertenmal ist er mit leeren Händen zurückgekehrt. Zwar verbreitet der getreue Krieger nach wie vor Zuversicht („Ich hoffe doch sehr, daß ich während meiner Amtszeit noch eine Chance habe“), aber die optimistische Botschaft kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Liebesmüh vergeblich war. Selbst der zähe George Shultz, ein Mann von unglaublicher Geduld, ja Demut, hat inzwischen bei allen Beteiligten „weniger Neigung“ entdeckt, die uralten Nahost-Knoten wirklich lösen zu wollen.

Wenn selbst die besten Absichten keine Früchte zeitigen, stellt sich eine doppelte Frage: Warum ist George Shultz in die Rolle des Don Quijote geschlüpft, was läßt sich aus dem vergeblichen Vierfach-Versuch lernen? Die Antwort zu ersten Frage liegt auf der Hand. Auslöser der Shultz-Mission war im vorigen Dezember die *intifada*, die Palästinenser-Revolution in den besetzten Gebieten. Sie beherrschte, solange sie noch *news* war, allabendlich die Fernsehschirme Amerikas; sie verbreitete eine Krisenstimmung, die geradezu geschaffen schien, Historisches zu vollbringen. Nach dem Jom-Kippur-Krieg hatte Henry Kissinger immerhin Entflechtungsabkommen zustande gebracht (1975); ein paar Jahre später nahm unter der Hand des Jimmy Carter der wundersame Friedensschluß zwischen Kairo und Jerusalem Gestalt an (1979).

Derlei war für Shultz Verlockung und Verpflichtung zugleich. Freilich mag er dabei ein Stück diplomatischer Weisheit übersehen haben, die Jimmy Carters alter Nahost-Führer, William Quandt, in einem Buch über Camp David so formuliert hat: „Die amerikanische Führung war gewiß eine notwendige Bedingung des Erfolges, aber keine ausreichende. Die Streitenden mußten bereit sein für eine Übereinkunft.“ Diese lapidare Einsicht enthält auch schon die Antwort auf die zweite Frage: Was gilt es aus dem Fehlschlag der Shultz-Mission zu lernen?

In der Hauptsache: Es gilt der Versuchung zu widerstehen, den Prozeß mit dem Produkt zu verwechseln, dem diplomatischen Aktionismus mehr zuzumuten als die Interessenlage der Konfliktparteien hergeben kann. Makler können nur vermitteln, wenn ihre Kunden wirklich an einem Geschäft interessiert sind, wenn der Kompromiß erträglicher erscheint als der Status quo. Daß George Shultz überall auf Ablehnung stieß, die von höflich bis höhnisch reichte, zeigt leider, daß keiner bereit war zu geben, was der andere als minimalen Preis forderte. Und es zeigt weiter, daß – *intifada* hin oder her – der Ist-Zustand in den Augen der Beteiligten allemal weniger Risiken aufscheinen läßt als ein Deal, bei dem allzu hohe Kosten schon heute entrichtet werden müs-

sen, die ungewissen Profite aber erst morgen genossen werden können.

Camp David „funktionierte“, weil das Geschäft auf der Hand lag. Anwar Sadat war der Kriegsbürde überdrüssig geworden, und der Gewinn sah prächtig aus: der gesamte, von Israel besetzte Sinai. Die Israeli brauchten das Wüstendreieck nicht, dafür aber den ersten Frieden mit einem arabischen Land, das zugleich die wichtigste strategische Bedrohung darstellte. Überdies hatte es Jimmy Carter in der Gestalt von Begin und Sadat mit zwei Führern zu tun, die zu Hause unangefochten regierten. Schließlich konnten nach Camp David beide vor dem Heimpublikum als Sieger auftreten: Die reiche Ernte war eingefahren, doch trotz Kompromiß war das heilige nationale Interesse gewahrt geblieben.

Keine dieser Bedingungen war anno 1988 gegeben. Damaskus mußte sich dazu durchringen, seine Rolle als radikaler Verweigerer aufzugeben; dafür wiegt der Rückgewinn der Golan-Höhen offensichtlich nicht schwer genug. König Hussein mußte sich endlich entschließen, sich zu entscheiden – für Verhandlungen mit oder ohne PLO, für oder gegen einen Anspruch auf die Westbank –, doch hat er seit seiner Krönung 1952 gelernt, daß ein klarer Kurs tödlich sein kann. Die PLO kann sich ebenfalls nicht entscheiden – sie bleibt gefangen zwischen revolutionärer Pose und pragmatischer Politik, welche das Existenzrecht Israels anerkennen würde. Und die Israeli? Wiewohl immer mehr die Bürde der Herrschaft über Fremde abschütteln wollen, glauben noch mehr nicht daran, daß der Frieden mit Land erkauf werden kann. Ein jeder sieht bloß den Verzicht, nicht aber den Gewinn, der daraus erwachsen könnte. Und ein jeder ist zu schwach, um den Kompromiß nach innen durchsetzen zu können. Ein Begin sind weder Peres noch Schamir; Hussein könnte allenfalls im Windschatten einer einigen arabischen Welt agieren (was Utopie ist); und Yassir Arafat, nomineller Vorsitzender einer gespaltenen PLO, ist zu schwach, um sich tatsächlich mit Israel zu arrangieren.

Es ehrt George Shultz, daß er sich trotzdem auf seinen Ritt gegen die Windmühlenflügel begeben hat. Vielleicht hat er damit Schlimmeres verhindern können. Wahrscheinlicher aber ist, daß er das Prestige Amerikas zur falschen Zeit in die Waagschale geworfen hat, daß er mit seiner Mission trügerische Hoffnungen geweckt hat, welche es den Beteiligten erspart haben, sich mit der spröden Wirklichkeit auseinanderzusetzen – etwa nach dem Motto: „Amerika wird's schon richten.“ Die entscheidende Lehre hat Shultz deshalb zum Schluß selbst verkündet: „Am wichtigsten ist es für alle, Illusionen abzuschütteln – zu erkennen, daß extreme Träume nicht verwirklicht werden können.“

401